

Nr. 42. Bromberg, den 27. Februar 1926.

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von **Otto Willi Gail.**

(8. Fortsetzung.)

Erschöpft und müde traf Sam am Abend wieder in Calimanesti ein, stärkte sich mit etwas Maisbrot und Zwetschgenschnaps, den ihm — in Ermangelung einer Bahnhofswirtschaft — der Stationsdiener verschaffte, und setzte mit dem Nachtzug seine Reise fort.

In Bukarest schlief er erst einmal ordentlich aus, bevor er seine Nachforschungen fortsetzte, die sich nun hauptsächlich auf die finanziellen Grundlagen der Trans-Cosmos-Aktiengesellschaft erstreckten. Es fiel ihm nicht schwer, durch unverfängliche Anfragen bei den großen Banken herauszubringen, daß Vacarescu etwa sechzig Prozent des voll eingezahlten Aktienkapitals in Händen hatte und die restlichen vierzig Prozent zu gleichen Teilen von zwei Bukarester Finanziers, der Transsylvania-Company und der Banque de la Roumaine übernommen worden waren. Da Vacarescu in der Hauptsache seine Vorschüsse für den Bau der Rakete als Einzahlung angerechnet hatte und aus den verbliebenen Barleistungen die Versicherungssumme für Skoryna bereitgestellt war, errechnete sich ein Wert der Aktien von höchstens sechzehn Prozent für den Fall, daß die Rakete verunglücken und Skoryna umkommen würde.

„Eine gewagte Sache!“ meinte Finkle zu dem Bankprokuristen, der ihm diese Aufklärungen gab.

„Ja, die Aktionäre riskieren viel!“ stimmte dieser bei, „und mancher würde zweifellos lieber heute als morgen auch unter pari wieder abstoßen. Doch glückt das Unternehmen, dann wird sich der Kurs vervielfachen.“

„Hm!“ machte Onkel Sam, „wie nun, wenn der Trans-Cosmos-Gesellschaft eine Konkurrenz entsteht, die ihr selbst beim glücklichsten Ausgang des Versuches mit der Rakete den Hals brechen kann?“

Mit diesen Worten reichte er die Zeitungen mit den Berichten über Korfs Projekt durch den Schalter.

„Der Bau des Korfschen Raumschiffes ist begonnen. Meinen Sie nicht, daß es dem Unternehmen Vacarescus zum mindesten recht abträglich werden kann?“ setzte Sam noch hinzu, während der Bankier die Berichte mit wachsendem Interesse überflog.

„Ich danke Ihnen sehr, mein Herr, für Ihre Winke — darf ich weiteren Gebrauch davon machen?“

„Bitte sehr! Sie können sich übrigens in jeder deutschen oder österreichischen Zeitung weiter informieren. Die hiesige Presse scheint ja dem kommenden Ereignis gegenüber außerordentliche Zurückhaltung an den Tag zu legen.“

Auch zum Direktionsbüro der Transsylvania-Company wußte sich Finkle Zutritt zu verschaffen. Er gab offen zu, daß er mit Korf in Verbindung stehe und sich über die Grundlagen, Pläne und weiteren Absichten der Trans-Cosmos-Gesellschaft orientieren wolle — lehnte aber die Zumutung irgend welcher Interessengemeinschaft rundweg ab.

So untergrub er langsam aber sicher die Bewertung der Trans-Cosmos-Aktien, und das Vertrauen der Aktionäre wurde aufs Neue erschüttert. Die Sternwartenmeldungen taten das übrige. Es erschien immer gewisser, daß die Rakete dauernd den Mond umkreiste, ob freiwillig oder gezwungen, das war eine Frage, die sich sämtliche Beobachter vorlegten, aber keiner zu beantworten wagte.

Als Sam den Boden genügend vorbereitet glaubte, fuhr er eines Tages an dem kleinen Palais an der Dimbowita vor, das Vacarescu in dem nordwestlichen Villenviertel der reichen Bukarester bewohnte. Mit einem höflichen aber nicht mißzuverstehenden Achselzucken wurde er abgewiesen. Herr Vacarescu sei nicht zu Hause. Zweimal noch versuchte er es, bis ihm die Geduld riß.

„Monsieur Vacarescu pflegt um diese Zeit zu Hause zu sein!“ fuhr er den livrierten Diener an. „Melden Sie mich nochmals und sagen Sie, es handle sich um eine für Ihren Herrn äußerst wichtige Sache, die keinen Aufschub duldet — und geben Sie diese Karte ab.“ Damit zog er eine neue Besuchskarte heraus und schrieb mit Bleistift ein paar Worte darauf. Nach kurzer Zeit erschien der Lakai wieder:

„Monsieur läßt Sie morgen Mittag in die Geschäftsräume der Trans-Cosmos-Gesellschaft bitten!“

„Schön!“ brummte Sam, „es soll mir auf einen Tag auch nicht mehr ankommen.“

Am nächsten Mittag fand sich Sam pünktlich in der Calei Victoria ein und wurde sofort vorgelassen.

Vacarescu saß am Schreibtisch in dem kleinen Privatbüro Suchinows. Er war allein. Sam war es sehr angenehm, den bekannten Finanzmann unter vier Augen sprechen zu können. Von seinem Eintritt wurde zunächst keine Notiz genommen.

„Was wünschen Sie?“ fragte nach einer Weile Vacarescu, ohne sich umzudrehen.

„Zunächst eine Sitzgelegenheit!“ erwiderte Finkle geärgert. Auf Grobheiten reagierte er immer sauer.

Vacarescu sah langsam vom Schreibtisch auf, seine dünne Nase zitterte bedenklich und mit grenzenlosem Erstaunen betrachtete er den Mann, der es wagte, dem Ölmagnaten Romano Vacarescu in solcher Weise entgegenzutreten.

„Sie führen eine kühne Sprache, mein Herr!“ sagte er gedehnt, machte aber doch eine einladende Handbewegung zum Sofa.

„Ich bin an Höflichkeit gewöhnt!“ sagte Sam ruhig und nahm Platz.

„Wer sind Sie und was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches? Wollen Sie sich kurz fassen. Ich liebe Weitschweifigkeiten nicht.“

„Meinen Namen finden Sie auf meiner Karte. Ich lade Sie ein, einem deutschen Erfinder einen bedingungslosen Kredit zu eröffnen.“

Vacarescu senkte die Augenlider, seine Hand zuckte nach der Tischglocke.

„Mein Herr“, sagte Sam rasch, „Sie können mich hinauswerfen lassen. Aber ich versichere Ihnen, Sie werden mich in Bälde um meinen Besuch bitten und ebenso versichere ich Ihnen, daß ich dann ein zweites mal nicht wieder komme.“

Die fleischigen schwerberingten Finger zogen sich langsam von der Glocke zurück.

„Also, was wollen Sie?“

„Ein Darlehen — wie ich Ihnen schon sagte.“

„Und die Sicherheit?“

„Das Wort eines Ehrenmannes.“

„Wollen Sie sich nicht etwas konkreter ausdrücken — Sie beginnen mich zu langweilen. Für wen wollen Sie das Darlehen — etwa für sich selber?“

„Für meinen Schwager — August Korf.“

Vacarescu sah rasch und interessiert auf.

„Für den schwäbischen Erfinder?“

„— des Raumschiffes“, ergänzte Sam.

„Ich bin erstaunt über Ihr seltsames Ansinnen. **Wissen**

Sie, daß Sie mit dem Gründer und Hauptaktionär der Trans-Cosmos-Raumschiffahrts-Gesellschaft sprechen?"

„— der dabei ein Vermögen riskiert und dessen — vielleicht einzige falsche Spekulation die Trans-Cosmos-Gesellschaft ist."

„Sie erscheinen mir sehr dreist, mein Herr. Wenn Sie mir im Ernst zumuten wollen, mich neuerdings an einem solchen Unternehmen zu beteiligen, so bitte ich Sie, Ihre Zeit nicht weiter zu vergeuden."

„Sie irren. Eine Beteiligung kommt keinesfalls in Frage — lediglich ein Darlehen — ein bedingungsloses auf fünf Jahre unkündbares Darlehen. Über die Verzinsung dürfte eine Einigung zu erzielen sein."

„Sind Sie deswegen von Friedrichshafen nach Bukarest gekommen?" Vacaresen schien belustigt.

„Allerdings!"

„Diese Spesen hätten Sie sich sparen können."

„Wir werden sehen. Zunächst gestatten Sie mir einen Rat. Es wäre für Sie von Vorteil, die in anderen Händen befindlichen vierzig Prozent des Aktienkapitals der Trans-Cosmos aufzukaufen."

„Sie wissen aus zuverlässiger Quelle", höhnte der Dicke, „daß die Fahrt der Rakete völlig zufriedenstellend verlaufen wird — nicht wahr?"

„Im Gegenteil — ich bin voll und ganz überzeugt, daß der „Schuß ins All" erfolglos verhallt", sagte Finkle, und um seine Mundwinkel zuckte es verräterisch.

„Halt!" setzte er dann hinzu, als er bemerkte, daß Vacaresen wieder nach der Glocke griff, „ich bin völlig klar im Kopf und weiß genau, was ich sage."

Der Rumäne trommelte nervös mit den Fingerknöcheln auf den Tisch. „Sie stellen meine Geduld auf eine harte Probe und wenn ich Sie überhaupt noch anhöre, so geschieht es nur deshalb, weil ich wirklich gespannt bin, wie Sie diesen kompletten Unsinn einigermaßen plausibel zu machen gedenken."

„Geduld bringt Rosen, lehrt ein altes deutsches Sprichwort, dessen Richtigkeit Sie sofort erkennen werden."

„Zur Sache, wenn ich bitten darf!"

„Schön! Wenn die Rakete verunglückt und die Versicherungssumme für Skoryna ausbezahlt werden muß, sind die Aktiven der Trans-Comos-Gesellschaft so verringert, daß die Aktien nur mehr höchstens mit sechzehn Prozent bewertet werden können."

„Sie sind genau informiert!"

„Wie Sie sehen! Sie verlieren in diesem Falle dann rund vierundachtzig Prozent Ihrer Investition."

„Und dennoch geben Sie mir den famosen Rat, noch weitere Aktien der Gesellschaft zu erwerben?"

Sam ließ sich nicht beirren.

„Gewiß! Denn Sie können heute die Anteile Ihrer Mitgesellschafter zu höchstens siebzig Prozent bekommen — wenn Sie es vorsichtig anstellen, noch billiger! Dadurch würde sich der Durchschnittspreis Ihrer gesamten Kapitalsanlage von hundert auf etwa achtundachtzig Prozent ermäßigen."

„Stimmt! Und weiter?"

„Diesen Kurs können Sie — vorausgesetzt, daß die Rakete erhalten und Skoryna am Leben bleibt — durch Liquidation der Gesellschaft erzielen, so daß Sie dann nichts verlieren."

„Aber Mann!" rief Vacaresen ungeduldig, „in diesem Falle denke ich ja gar nicht an Liquidation!"

„Sie werden unter Umständen daran denken müssen, Monsieur Vacaresen! Doch lassen wir das einstweilen. Ich wiederhole: Wenn Skoryna am Leben bleibt und Sie meinem Rat folgen, verlieren Sie voraussichtlich keinen Leu. Nun haben Sie sich wohl über die bisherige Bahn der Rakete informiert. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie solange um den Mond kreisen, bis sie — übrigens gestatten Sie mir eine Pfeife — es plaudert sich so besser —"

„Bis sie —?" drängte Vacaresen.

„Bis sie von Korf geholt, Skoryna gerettet und somit die Auszahlung der Versicherungssumme vermieden wird."

Vacaresen schwieg lange, während Sam behaglich dicke Wolken in die Luft blies.

„Ich soll also weitere Beträge riskieren, um meine bisherigen Finanzoperationen zu retten — das meinen Sie wohl?"

„Sie haben mich ganz genau verstanden. Übrigens dürfte kein allzugroßes Risiko dabei sein. Hören Sie!"

Sam entfaltete einige Zeitungsblätter und übersetzte dem aufmerksam zuhörenden Geldmanne die Berichte über Korfs Vortrag an der Technischen Hochschule in München.

„Glauben Sie nicht auch," setzte er hinzu, „daß sich hier ein Werk vorbereitet, vor dem Ihre Gesellschaft die Waffen strecken muß?"

„Mann — bedenken Sie nicht," schrie Vacaresen erregt, „daß Sie von mir verlangen, meinen — vorausgesetzt, daß dies alles stimmt — gefährlichsten Konkurrenten zu finanzieren — bedingungslos zu finanzieren?"

„Monsieur Vacaresen!" sagte Sam und er stand auf. „Überlegen Sie sich genau, ob Sie diese einzige Gelegenheit, Skoryna zu retten und ohne Verlust aus Ihren Engagements herauszukommen, ergreifen wollen oder nicht. Es handelt sich kurz gesagt darum: Mit oder gegen Korf? Da ich wohl annehmen darf, daß Sie Ihren Herrn Generaldirektor Suchinow bei diesem Entscheid heranziehen werden — was ich Ihnen sehr empfehle — bitte ich Sie, Monsieur Suchinow dieses Päckchen zu überreichen. Ich erwarte bis morgen Abend Nachricht über Ihren prinzipiellen Entscheid. Die weiteren Einzelheiten sind eine Folge sekundärer Natur."

„Au revoir, Monsieur!"

Sam ging und als sich die Haustüre hinter ihm geschlossen hatte, lachte er — lachte so laut auf, daß die Passanten sich nach ihm umsahen.

Das Päckchen enthielt die leere Energiepatrone und die Budapester Aufnahme Suchinows, auf deren Rückseite Sam die vier Worte geschrieben hatte:

„Für oder gegen Korf?"

13.

S.—O.—S.

Master Nielson, der greise Observator der Lick-Sternwarte, hatte das Teleskop ausschließlich für die Beobachtung der Rakete eingestellt. Nacht für Nacht saß er am Okular und ließ das Raumschiff nicht aus den Augen.

Die widerstreitenden Gefühle, die im Innern des alten Forschers wogten, hatten ihn in einen seltsamen Gemütszustand gebracht. So einwandfrei er des Nachts auch die Rakete mit eigenen Augen verfolgen konnte — so genau er ihre Bahn nachrechnete auf Grund der Konstruktionszahlen, die nun Suchinow veröffentlicht hatte, — er konnte einfach nicht glauben, daß der Mensch es ungestraft wagen dürfe, seinen ihm von der Urschöpfung zugewiesenen Platz auf der Erde zu verlassen und in die Geheimnisse des Alls einzudringen. Obwohl er sich jede Nacht davon überzeugte, daß die Rakete unbeirrt ihren Weg verfolgte, den Gesetzen des Raumes gehorchend, es war ihm zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß der kühne Mensch, der dort draußen im Raum um den Mond schwebte — losgelöst von seinen Mitmenschen, unerreichbar für jede Mitteilung — tot sein müsse.

Am vierten Tage nach dem Abschuß erschien das winzige Lichtpünktchen wenige Mondbreiten von der nun voll leuchtenden Mondscheibe entfernt in nordwestlicher Richtung. Dann näherte es sich scheinbar mehr und mehr dem Trabanten, berührte die Scheibe und verschwand. Nach etwa neunzig Minuten erschien es wieder am südöstlichen Mondrand, zog eine ganz enge Schleife und trat bald darauf wieder in die Scheibe am südlichen Ende ein. Die Rakete hatte den Mond umkreist und schwebte nun vor der Mondscheibe vorüber.

Da sich dieser Vorgang in gleichmäßigen Intervallen wiederholte, war anzunehmen, daß die Rakete in einer regelmäßigen Gravitationsbahn den Mond umkreiste. Die genauen Messungen ergaben eine Umlaufszeit von drei Stunden sechs Minuten und einen Abstand von zweitausendfünfhundert Kilometern vom Mondmittelpunkt. Der Mond hatte also selbst wieder einen winzigen Trabanten in Gestalt der knapp achthundert Kilometer über seiner Oberfläche schwebenden Rakete erhalten.

Nicht die kleinste Unregelmäßigkeit in der Bewegung deutete darauf hin, daß Menschenhände mit im Spiele seien, daß die Rakete als steuerbares Raumschiff und nicht willenlos wie etwa ein Meteorstein oder einer der winzigen Planetoiden ihre kosmische Bahn zog.

Wochen vergingen — die Bahn der Rakete änderte sich nicht, und Nielson hielt es für ausgeschlossen, daß in dem Erdsplitter da oben noch ein Herz schlug, noch ein Gehirn arbeitete. Um so mehr erschütterte ihn eine neue unerwartete Beobachtung.

In der fünften Woche nach dem Abschuß — der Mond war wieder voll geworden — streifte der Erdschatten so nahe an den Trabanten, daß zwar nicht mehr der Mond, wohl aber noch die Rakete in den Schatten eintrat und verschwand.

Eben wollte Master Nielson den Beobachtungsstand verlassen — auf längere Zeit mußte die Rakete unsichtbar bleiben — da — täuschte er sich oder war es Wahrheit? — ein schwaches, kaum wahrnehmbares Flackern — ein rot schimmernder Punkt wahrhaftig, die Rakete leuchtete ohne Sonnenlicht.

Aufgeregt schraubte Nielson die stärkste Vergrößerung ein. Kein Zweifel! Das Raumschiff war künstlich von innen heraus beleuchtet.

Das Licht erlosch, flammte wieder auf, flackerte, erlosch aufs Neue.

„Großer Gott! Der Mensch lebt noch — er lebt — allein da draußen im Nichts!“

Der Assistent drängte sich heran.

„Sehen Sie den Lichtschimmer?“ fragte Nielson, als der andere scharf den Himmel musterte. Er war blaß geworden und zitterte vor Spannung.

„Ja — Master — das Licht ist aber nicht stetig — es wird ständig ein= und ausgeschaltet. Was ist das? Kurz — kurz — lang — kurz — lang —? Master Nielson — das sind — das sind Morsezeichen — eine Nachricht aus dem Weltenraum — jetzt wieder: kurz — kurz — lang — kurz — lang! Master — es ist der internationale Morseanruf!“

Er schrie es förmlich.

Nielson griff mit der Hand an die Brust, als wollte er den wilden Herzschlag bändigen.

„Schreiben Sie, Master — um Gottes willen rasch — vielleicht sind wir die einzige Warte, die den Ruf aus den Sternen vernimmt! — Lassen Sie mich, Master, meine Augen sind jünger als die Ihren! — Nochmals der Anruf — jetzt ein Wort — Master — schreiben Sie. — kurz kurz kurz — lang lang lang — kurz kurz — — —“

Hastig notierte der alte Gelehrte mit zitternden Fingern die Punkte und Striche — da sank der Assistent zurück — totenbleich —, entsetzt — —

„Was ist?“ fuhr Nielson auf.

Tonlos — stammelnd — preßte der Assistent hervor:

„S—O—S!“

„Heiliger Gott! Der internationale Hilferuf! Schiff in Not!“

S—O—S — S—O—S — S—O—S schrien die Lichtblitze aus dem Raum — aus unendlicher unerreichbarer Ferne.

Eine Viertelstunde lang wiederholte sich das Zeichen — dann erlosch das Fünkchen am Mond — die Rakete trat aus dem Erdschatten hervor und glänzte wieder wie vorher im reflektierten Sonnenlicht.

Stumm — erschüttert — starrten die beiden Männer auf das Papier — auf die inhaltsschweren Punkte und Striche. Eine Botschaft aus dem All hatten sie vernommen — den Schrei eines in Todesangst verzweifelnden Menschen.

Sendet Hilfe — Hilfe!

Wer sollte ihm helfen da draußen im Nichts?

Wenige Minuten darauf funkte der Radiosender — der Ruf Skorynas lief um den Erdball und rüttelte hart am Gewissen der Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Hirtenbrief an die moderne Frau.

Der Wiener Fürsterzbischof über Sittlichkeitsfragen. — Eine Kapuzinerpredigt, bei der man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten sollte.

Der Fürsterzbischof von Wien Kardinal Piffl hat im Verein mit den übrigen österreichischen Bischöfen neuerlich Weisungen zu verschiedenen modernen Sittlichkeitsfragen erlassen, die in der österreichischen Öffentlichkeit lebhaft kommentiert werden. In dem Hirtenbrief sind praktische Regeln enthalten, die von jedem Katholiken befolgt werden sollen, so u. a.: Das Turnen muß nach Geschlechtern getrennt geschehen, die Turnkleidung darf das Schamgefühl nicht verletzen. Badeanzüge beim Turnunterricht sind für Knaben und Mädchen nicht zu dulden. Nacktübungen jeglicher Art sind zu verwerfen. Für Mädchen ist jede Turnkleidung abzulehnen, welche die Körperformen aufdringlich betont, oder sonst für die weibliche Eigenart unangemessen ist. Das Mädchenturnen soll nur in Hallen oder auf Plätzen veranstaltet werden, wo die Öffentlichkeit ausgeschlossen ist: Schauturnen und Wettkämpfe von Frauen und Mädchen sind abzulehnen, denn sie erwecken zumeist eine ganz unweibliche Art. Dieselben praktischen Gesichtspunkte werden für Baden und Schwimmen angeführt. Schauschwimmen von Mädchen und Frauen sind abzulehnen. Bei Strandbädern am See oder Fluß ist die vollständige Trennung der Geschlechter zu fordern, sowie auf eine anständige Badekleidung und auf ständige Aufsicht zu dringen. Dasselbe ist zu verlangen bei den immer mehr aufkommenden Freilicht=Luftbädern. Es wird darauf Gewicht gelegt, daß die Erfüllung der religiösen Pflichten, namentlich der Besuch des Sonntagsgottesdienstes unter allen Umständen sichergestellt sei und nicht unter Sonntagsausflügen leidet.

Vor dem gemeinsamen Wandern von Jungen und Mädchen wird besonders eindringlich gewarnt. Die katholischen Kreise werden aufgefordert, bei der Pflege der Geselligkeit und Gastlichkeit zur alten Einfachheit und Sittsamkeit zurückzukehren. Moderne Tänze, die fast alle von übelster Herkunft sind und die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit bedrohen, dürfen unter keinen Umständen auch nicht in angeblich verfeinerter Form geduldet werden.

Der Hirtenbrief schließt: „So wenig die katholische Moral gegen eine zweckmäßige und geschmackvolle Kleidung an sich etwas einzuwenden hat, ebenso entschieden und bedingungslos muß sie die gegenwärtig herrschende Mode und Sitte mit ihrer tendenziösen Entblößung und Herausstellung des Körpers, weil sie letzten Endes einer zynischen heidnischen Lebensauffassung ihren Ursprung verdankt und auf die Reizung geschlechtlicher Sinnlichkeit berechnet ist, verwerfen und mit Abscheu ablehnen.“

Als Aufgabe des katholischen Volksteiles wird bezeichnet, nicht nur die schlechte Mode zu bekämpfen, sondern sich nachdrücklich um die Schaffung und Einführung einer gediegenen und schönen Frauenkleidung zu bemühen. Die Eltern werden in der ernstesten Weise aufgerufen, den eingerissenen unverantwortlichen Leichtsinn, die heranwachsenden Töchter und Söhne bei Gesellschaften, besonders bei Tanzkursen oder bei sich anbahnenden Bekanntschaften unbeaufsichtigt zu lassen, in keiner Weise mitzumachen, sondern gemäß alter, ernster sittlicher Weise ihre Elternpflicht zu tun. —

*

Was der Herr Kardinal über die modernen Tänze sagt, kann nur unsere Zustimmung finden. Sie sind von Negern komponiert und passen mit ihrer jedes musikalisch empfindende Gehör beleidigenden Musik unmöglich in unsere kultiviertere Lebensart. An der modernen Frauenkleidung haben wir gleichfalls mehr ihren exotischen Schnitt und ihre „vermännlichte“, darum aber unnatürliche Linie zu bemängeln. Das gleiche gilt für den Gott sei Dank schon etwas überlebten Bubikopf.

Man darf uns aber nicht der Schamlosigkeit schelten, wenn wir das, was der hochwürdige Herr Kardinal gegen Turnkleider und Sportsitten einzuwenden hat, als unverständlich ablehnen. In Schweden herrscht eine besonders auffallende Reinheit der Sitten; dabei ist es dort selbstverständlich, daß junge Menschen beiderlei Geschlechts gemeinsam ohne Badeanzug in Licht, Luft und Wasser baden. Vielleicht sind wir noch nicht so reif in unserem Empfinden, so rein in unserer Anschauung, daß wir schon heute alle solche schwedischen Sitten nachahmen können, ohne Schaden an unserer Seele zu nehmen. Aber schön wäre es, wir brächten es so weit, damit wir auch äußerlich dokumentieren, daß wir die verdeckte Schamlosigkeit unserer verseuchten Zeit ablehnen und als reine Menschen Gottes unverdorbene Schöpfungswerke bewundern. Der Kampf gegen Turnhosen und gemeinsames Wandern kann uns diesem Ziel nicht näher bringen. Gerade bei sportlicher Betätigung ist eine leichte Bekleidung nicht identisch mit einer „schamlosen Entblößung“. Eine gesunde Seele kann am vorteilhaftesten in einem gesunden Körper gedeihen. Beide aber sind nicht an strenge Kleiderregeln gebunden, es sei denn die, daß wir der Natur keine unzweckmäßigen Fesseln anlegen, oder das natürliche Anstands= und Schönheitsempfinden der Mitwelt verletzen. Unnatürliche Übertreibungen sind in jedem Fall vom Übel, mögen sie sich nun in puritanischer oder in freiheitlicher Richtung bewegen.

*

Ein neuer Protest des Papstes gegen die moderne Frauenmode.

Der Papst empfing die Fastenprediger der Stadt Rom und hielt bei dieser Gelegenheit eine Ansprache, in welcher er besonders die jetzige Frauenmode tadelte, an der auch die Männer mit schuld hätten. Er ermahnte die Prediger, gegen dieses Übel ihre Stimme zu erheben.

Das einzige Kind und seine Gefahren.

Von Dr. Florence Cowlin.

Ein sehr hervorragender Psychologe hat sich dahin ausgesprochen, daß kein „einziges Kind“ Aussicht habe, zu einem gänzlich normalen Individuum heranzuwachsen. Wie alle Verallgemeinerungen, unterliegt auch diese sicher dem Gesetz der Ausnahmen, aber es steht fest, daß ein solches Kind einer besonders einsichtsvollen Leitung bedarf, um heil durch alle Klippen, die es umlauern, hindurch gelotst zu werden. Wie haben durch Erfahrungen einsehen gelernt, daß jedes Kind seine eigene Individualität mit auf die Welt bringt und daß wir daher nicht unsere Mühe darauf verwenden sollen, ihm künstlich eine solche beizubringen, sondern nur zu beobachten, wie sich die Entwickelung seines eigenen „Ich“ vollzieht.

Das ist natürlich manchmal sehr schwierig, und das ist der Punkt, wo das einzige Kind von Anfang an im Nachteil ist. Wenn es sich um das dritte oder vierte Kind handelt, das in einer Familie zur Welt kommt, dann wird der neue Ankömmling in der Kinderstube nicht als eine überwältigende Tatsache empfunden. Es wird wohl auch mit der gebührenden Sorgfalt und Liebe betreut, aber man weiß, wie ganz anders sich die Dinge abspielen, wenn es sich um den ersten Sprößling der Familie handelt. Das ist ein ungeheures Ereignis in einem normalen Haushalt. Vater und Mutter sind so sehr mit Zukunftsplänen beschäftigt und so erfüllt von dem Gedanken, was dies neue kleine Wesen für sie selber bedeuten wird, daß sie gar keine Aufmerksamkeit für seine psychologische Entwickelung haben. Alles, was sie wünschen, besteht darin, es mit einem Schutzwall von Liebe zu umgeben und ihm, koste es was es wolle, alle Glückseligkeit der Welt zu verschaffen!

Nun ist es aber ganz gut, wenn wir dem Kleinen das Leben nicht gar so leicht und so einfach machen, daß es sich nur wünscht, ewig ein Kind zu bleiben und gar nicht danach verlangt, flügge zu werden, wenn die Jahre verstreichen. Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung den Jungen oder das Mädchen die stets am Schürzenzipfel der Mutter hängen? Man schickt sie nicht von Hause fort, in kein Institut, und wenn dies geschieht und sie das Vaterhaus verlassen müssen, dann sind sie so unglücklich und heimwehkrank, daß sie sich verzehren und man sie zurückschicken muß. Das ist jedoch fast nie der Fall, wenn zwei oder noch mehr Kinder vorhanden sind. Das Kind nimmt dann einen Platz als Mitglied eines kleinen Gemeinwesens ein und lernt es, zurückzutreten, wenn die jüngeren Mitglieder der Familie heranwachsen und das usurpieren, was bis nun als seine eigensten Vorrechte betrachtet wurde. Oft ist es lehrreich, die mißtrauische, argwöhnische Haltung anscheinend ganz normaler Kinder zu beobachten, die sie angesichts eines neuen Ankömmlings in der Kinderstube einnehmen. und man kann ersehen, wie teuer ihnen der privilegierte Platz als Alleinherrscher geworden ist. Wenn man mit Takt vorgeht, so wird diese Haltung von Liebe und Aufopferung abgelöst. Aber es läßt Rückschlüsse zu, wie sich die Lebensauffassung des Kindes gestalten würde, wenn es sein Los wäre, das „Einzige" zu bleiben und die übrige Welt an Stelle des kleinen Eindringlings es in seiner Alleinherrschaft stören würde, wie es ja beim Eintritt in das Leben unbedingt kommen muß. Die Eltern können unmöglich auf die Dauer als Puffer zwischen ihrem Kind und den unausbleiblichen Enttäuschungen des Lebens stehen. Und wenn es ihnen auch schwer fallen mag. untätig daneben zu stehen, wenn es Fehler begeht, die ihre Klugheit ihm ersparen könnte, so ist es doch besser, wenn es selbständig handeln lernt, da es ja sonst ewig im Stadium der Kindheit bleibt und seine Entwickelung eine beträchtliche Retardierung erfährt.

Ein Kind, das keine Geschwister hat, gelangt meist zu einer überwältigenden Einschätzung seiner Person, selbst wenn es nicht gerade verwöhnt wird. Sein Gemeinsinn kann sich nicht entwickeln, und wenn auch unsere schweren Zeiten es nicht ermöglichen, sehr zahlreiche Familien zu begründen, so sollten doch drei oder vier Kinder als Norm betrachtet werden. Denken wir an jene Zeit, die uns so ferne erscheint, die Zeit, wo wir selber nicht mehr „mittun" im Getriebe des Lebens, sondern bloß Zuschauer werden und aus der Vogelperspektive auf alles herabsehen. Es ist richtig, was das alte Wort sagt: „Eine kurze Spanne Jugend gehört uns und das übrige gehört unseren Kindern." Wenn wir uns diesem Alter nähern, dann bildet das Kind ein Kettenglied, das uns mit der neuen Generation verbindet, die uns über den Kopf wächst. Wir haben dann alles nur auf zwei Augen gesetzt, wenn wir ein „einziges Kind" besitzen, und vielleicht gelangen wir mit Bitterkeit zu der Erkenntnis, wenn es zu spät ist. „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait!" (Wenn die Jugend wüßte, wenn das Alter könnte!)

Vom deutschen Heimweh.

Von Dr. **Otto Conrad**-Charlottenburg.

Aus alter Zeit klingt uns ein gutes Wort entgegen: Selig sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen. Das Wort stammt nicht aus der Heiligen Schrift: es ist von einem Freunde Goethes aus der Straßburger Zeit, von Jung-Stilling. Doch der Spruch ist so schön, daß er unter den Seligpreisungen der Bergpredigt stehen könnte.

Aber sind denn wirklich die selig zu preisen, die Heimweh haben? Heimweh ist die Sehnsucht nach der Heimat, der man fern ist, die man vielleicht ganz verloren hat. Wie furchtbar ist es, keine Heimat mehr zu haben! In einem ergreifenden Gedicht „Vereinsamt" klagt Friedrich Nietzsche, der fern von Deutschland weilt: Weh dem, der keine Heimat hat! Unsern Vorfahren erschien es als das schlimmste Schicksalslos, in der Fremde weilen zu müssen. Wer der Volksgemeinschaft fern war, der war im alilanti, im Elend. Wie schwer das ist, wenn man die Heimat aufgeben muß, das kann man an dem Dichter Theodor Storm sehen. Er mußte die trüben Zeiten durchmachen, als die Schleswig-Holsteiner 1848 einen Verzweiflungskampf um ihr Deutschtum führten. Der Streit endete mit der Unterwerfung der Länder unter die dänische Herrschaft. Da Storm den dänischen Untertaneneid nicht leisten wollte, mußte er seine Vaterstadt Husum verlassen. Da steht er zum letzten Male vor seinem Hause in Husum. Er wendet sich an sein jüngstes Kind mit den ergreifenden Worten:

> Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
> Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
> Hör mich — denn alles andere ist Lüge —
> Kein Mensch gedeihet ohne Vaterland!

Es bleibt bei dem Worte: Weh dem, der keine Heimat hat!

Ein tieferer Sinn, ein ewiger Gedanke liegt hier verborgen. Der Christ hat ja nicht nur die irdische Heimat. Die menschliche Seele sehnt sich zu ihrem Gott zurück, von dem sie gekommen ist. Der große Kirchenvater Augustin drückt das in dem schönen Worte aus: „Du Gott, hast uns zu Dir hin geschaffen, und unser Herz ist unruhig, bis es wieder ruht in Dir." — So gesehen, ist Religion im letzten Grunde Heimweh, die bittersüße Sehnsucht des Kindes, nach Hause zu kommen. In dieser schweren Zeit, in der wir leben, empfinden wir diese Sehnsucht stärker als jemals. Ich glaube, Gott selber hat sie in die Herzen gepflanzt. Und so ist diese Sehnsucht nach dem Ewigen eine Bürgschaft dafür, daß wir dereinst nach Hause in die ewige Heimat gelangen. Uns allen gilt die Verheißung: Selig sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen!



Bunte Chronik



* **Ein Redakteur im Polargebiet.** In Godthaab in Westgrönland ist der Redakteur der nördlichsten Zeitung der Welt im Alter von 84 Jahren gestorben. Der Verstorbene war ein reinblütiger Eskimo, führte jedoch den sehr dänischen Namen Lars Möller und gab eine für die Eskimos bestimmte und in ihrer Sprache gedruckte Zeitung heraus, welche „Atuagagdliutit" hieß (auf Deutsch: „Etwas zum Lesen"). Das Blatt wurde bereits im Jahre 1861 von ihm gegründet, erschien jedoch ursprünglich nur einmal im Jahre. Möller war, wie der „Frankf. Ztg." berichtet wird, in Kopenhagen in der Bedienung der Buchdruckerpresse ausgebildet worden, so daß er imstande war, das Blatt jahrzehntelang allein zu setzen. Außerdem versah er es mit eigenen Holzschnitten und schrieb selbstverständlich den ganzen Text. Inzwischen hat sich das Blatt erheblich entwickelt, hat einen recht bedeutenden technischen Apparat erhalten und erscheint nun jeden Monat. Dem Polarredakteur wird eine große journalistische Begabung nachgerühmt, er soll den für seine Landsleute geeigneten Ton immer ausgezeichnet getroffen und es verstanden haben, die zahllosen kleinen Interessen seiner Stammesgenossen mit Ausführlichkeit und Humor zu behandeln. Sein Blatt war daher hoch geschätzt, was ein Eskimo einmal so ausdrückte, daß er sagte: „Ich benutze das Blatt nie eher zum Laden meiner Flinte, bis ich es ganz gelesen habe." Möller war Ritter des Daneborg-Ordens und wurde bei seinem Besuch in Kopenhagen vom dänischen König in Audienz empfangen, der ihm sagte, daß er der erste Eskimo sei, den er sähe. Worauf Möller erwiderte: „Das trifft sich gut, Sie sind auch der erste König, den ich



Lustige Ecke



* **Kleine Verwechselung.** Herr Neureich begegnet auf der Treppe der Frau des Hauses vom oberen Stockwerk, mit der seine Familie auf sehr freundschaftlichem Fuße steht. „Sehr erfreut, Sie zu sehen, Frau Amalia. Da kann ich Ihnen gleich eine Einladung von meiner Frau übergeben. Wollen Sie morgen zum Abendessen zu uns kommen?" „Danke, Herr Anton, da ist aber ein kleines Hindernis im Wege. Ich muß morgen die „Braut von Messina" besuchen." „O, das macht nichts, bringen Sie sie nur mit, ohne alle Umstände!"

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.